

Moderne Erzähler.

Die moderne Erzählungskunst, soweit sie auf dichterische Geltung Anspruch macht, hat einen ungemein starken Stil entwickelt. Man fühlt sich manchmal ganz in den Naturalismus von Hugo verlegt, als Conrad seine „Brutalitäten“ schrieb und Solas Kühnheiten im Abkühlen auch des Widerlichen Küssen erregten. Auch die Deutigen schrecken vor nichts zurück und haben die Sachlichkeit des Lebens, das voller Schaurigkeit steht. Aber dann ist man plötzlich in der reinen Phantastik, im Reich des Unmöglichen, im überfüllten Fabulieren und sucht oft vergeblich nach Rechtigkeit im Epischen vom Naturalismus, daß sie sich das Motivieren leicht macht oder ganz schenkt und von der Wirklichkeit jäh in die Phantastik umschwenkt. Darum erinnert vieles an gewisse Stellen der Romantik, an Hoffmanns Erzählungen, an die ganze Literatur des Spüles und der Geistes, die einst alle Taschenbücher füllte. Aber eine große Kraft und Unmittelbarkeit des stilistischen Ausdrucks ist als Ergebnis des Expressionismus, dessen sprachliche Ausweitungen überwunden scheinen, zurückgeblieben in dieser aus Wahn und Wirklichkeit gewobenen Erzählungskunst.

Arnold Ullis hat in seinem neuen Roman „Barbaren“ einen bedeutsamen Beitrag für diese Stilentwicklung gegeben. (Verlag Albert Langen, München.) Er schuf eine Robinsonade des 20. Jahrhunderts, eine Kultursatire verwegener Art, eine Kritik Europas durch Schilderung der Wirkung europäischen Geistes auf einen letzten Rest Natur in seinen Grenzen. Von einer verunglückten Nordpolexpedition landet Professor Falton, der Erfinder des Giftgases, unter den nördlichsten Kapen und gerät in die Gewalt des jungen Turmwoll, der ihn benutzte, um mit dem heimischen Rinken Falton zum Herrn aller Verden zu werden. Falton, durch Verhinderung der Sehen der Fähe am Fischen verhindert, rächt sich dadurch, daß er dem Barbaren mit allerlei Begriffsverdreherungen ein ganz falsches Bild der Zivilisationsmacht beibringt und außerdem den Alkohol auf das Naturvolk verbeugend wirken läßt. Turmwoll, zu zauberhafter Macht gelangt, wird vom eigenen Vater verraten und von einem an der Küste landenden Großhändler vertrieben, während es Falton gelingt, in kultiviertes Land zu kommen, wo er erst vom Weltkrieg und der Verwendung seines Giftgases hört. Mit einer wilden Phantastik ist diese Haupthandlung aufgeschwemmt und zu einem Abenteuerroman erweitert, der Szenen von fabelhafter Unwahrscheinlichkeit enthält und von pessimistischen Kulturbetrachtungen gefüllt ist. Eine tiefe Erbitterung gegen Europas technisch-chemische Entwicklung erfüllt das Buch, dessen Wirklichkeitsgehalt aber durch die Unmöglichkeit der Erfindung verdächtig gemacht wird. Ullis will, wie in seinem Roman „Arrarat“, einen neuen Mythos schaffen, den Mythos von den Barbaren, den Söhnen, die doch bessere Menschen sind, versteht aber sein Ziel, indem er die wilde Triebhaftigkeit des Barbarentums als fittliche Verwilderung eines Naturvolkes malt. Von dem gewöhnlichen Mythos seiner Erzählung und der oft geistreichen Kultursatire wird man zwar mitgerissen, aber die Unwahrscheinlichkeit vieler Vorgänge, die romantische Buntheit der Bilder erzeugen beständig Zweifel und Mißbehagen im Leser. Trotdem ist auch dieser neue Roman von Ullis ein Werk von ungewöhnlicher Kraft und Güte des Vortrags.

Wie gesagt, die modernen Erzähler verstehen sich mehrheitlich auf Erregung der Phantastik, sind aber recht sorglos in der Begründung und Glaubhaftmachung eines Geschehens. „Grauen“ heißt ein Roman von Curt Corrinth (im Welt-Verlag zu Berlin), und diesen Seelenzustand der Erwartung furchtbarer Dinge verheißt der Dichter tatsächlich hervorzurufen wie nur irgendein alter Romantiker. Corrinth bleibt dabei auf dem Boden des Wirklichen, baut aber auf sehr brüchigen Voraussetzungen. Wird ein alternder Mann, der von Frankenstein's Wirtinnen gegen die Treue seines jungen Weibes erfüllt ist, überhaupt einen Jüngling, den Sohn eines Geschäftsfreundes, in sein Haus nehmen, um zu erleben, was er vorausgesehen hat? Mit Naturgewalt treibt es Jugend zu Jugend, aber der Alte und seine gelpentliche Wirtin umlauern das frevelnde Paar und sollern es durch das Grauen der ewigen Drohung mit Entdeckung und Sühne bis zum Wahnsinn. In atemlosem Tempo, in abgerundeter, lebensschafflicher Sprache malt Corrinth das heulende Entsetzen der beiden, das schweigende Lauern des Alten, das Fieber der Mord- und ihrer Verstellung und schließlich ein grauenhaftes Ende in Selbstmord der Frau und Wahnsinn des Jünglings. Paris ist der Hintergrund des Romans; alles Reizende ist anschaulich und nüchtern geschildert; aber die Seelenfalter ist mit den Mitteln einer modernen, expressivsten auf letzte Entäußerung des Geistes gerichteten Ausdrucksform alles überhöht hinausgeschrien. Wie man sich den grauenhaften Phantastien E. A. Poes nicht entziehen kann, so packt einen Corrinth's naturalistisch schreibender Pariser Roman „Grauen“ mit der Stimmung, die er erzeugen will. Kein Buch für schwache Nerven, als Kunstwerk aber eine starke Temperamentsleistung.

Verwandt mit diesem Motiv, aber mehr ins Geheimnisvolle gemeldet, ist eine neue Novelle von Heinrich Mann, „Liliane und Paul“ (Paul-Johann-Verlag). Hier verschmilzt Wirklichkeit und Wahn fast untrennbar ineinander und über den Vorgängen bleibt ein letzter Schleier des Unerkennbaren. Ein Liebespaar wird von einem reichen, alten Herrn auf seinem Schloss oder Gut mit sanfter Gewalt gefangen gehalten, weil der Alte sich an dem Glück der Jugend weiden will. Wie verwunschen ist alles um sie herum, von unsichtbaren Mächten fühlen sie sich besungen, aber unter dem überall spürbaren Banne des Greises, der sie sieht, auch wenn sie ihn nicht sehen, schwindet all ihre Unbefangenheit und Liebe. Es gelingt dem Dichter, die Willenshaftigkeit, die Gefühlsverwirrung, die Entzerrung unter dem Druck der Beobachtung mit einer Eindringlichkeit fühlbar zu machen, daß wir auch in dieser eigentümlichen Erzählung ein Proben moderner Vermischung von Wirklichkeitsdarstellung und Seelenpenetration haben, die so charakteristisch für die Bedrücktheit der Reizstimmung ist. Heinrich Manns Stil in dieser Novelle ist dabei klar und glatt, anschaulich und farblich, nicht aufgeregt und erbt wie bei Corrinth, und er schafft so erst recht die schwebende Stimmung eines seltsamen Märchens im Aktos.

Ohne mystischen Einschlag sind die Erzählungen von Leonhard Frank: „Die Schicksalsbrücke“, „An der Landstraße“, „Im letzten Wagen“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Franks Darstellungswelt ist vielmehr von der unerbittlichen Schärfe, Nüchternheit und Sachlichkeit, wie sie in der neuesten Wendung der Malerei, in dem „Abstraktismus“ der neuen Sachlichkeit, hervortritt. Damit hat Frank auch den Blick für Schauriges und Widerliches in der Wirklichkeit gemein, ohne daß er solche Dinge wie der frühere „Sachlichkeit“ Naturalismus zur Hauptache machte oder tendenziös übertrieb. Sie gehören für ihn zum Blide der Welt und werden an ihrer Stelle verzeichnet. Dafür glänzt bei ihm auch das Sonntige, die Schönheit einer Landschaft, die Form der Dinge in hellem Lichte, und er hat die Wärme der Anschaulichkeit mit wenigen Worten. Seine Menschen sind in all ihren Sonderbarkeiten des Individuellen gegeben und oft genug mit dem satirischen Stiff eines George Grosz umrissen, wie es denn seinen Erzählungen bei aller

Objektivität nicht an sozialer Tendenz fehlt. Der Verfasser der „Raubzüge“ zeichnet scharf gern süddeutsches Land und seine Menschen, so besonders in der Erzählung „An der Landstraße“, die den Unterschlag eines fleißigen Verfolgten bei einem Sonderling von Bandart in einer kleinen Stadt schildert. Aber auch Frank weiß das Grauen fühlbar zu machen. Die Novelle „Im letzten Wagen“ beschreibt den Seelen- und Selbstzustand einer zusammengewürfelten Gesellschaft im Schlafwagen einer Gebirgsbahn, der losgerissen zu Tale saut. Schrecken der Todesangst, Auflösung aller menschlichen Bindungen, Entsetzen und Rache — seltsame Zurückfinden ins Leben und Wiederherstellung des Gleichgewichts nach unvermuteter Rettung, das ist mit kalter Sachlichkeit und schaurigen Einzelheiten beschrieben. Leonhard Franks Erzählungen stehen auf hoher Höhe der Darstellungskunst, bilden von blankem, hellem Leben, sind aber auch voll Grauen und Grausamkeit wie das Leben und die Natur.

Dr. Felix Zimmermann,

Ernst Christoph Graf Mantuffel.

Als Best der von der Sächs. Kommission für Geschichte dem sächsischen Volke dargebotenen Einzeldarstellungen „Aus Sachsens Vergangenheit“ erscheint soeben im Verlag der Buchdruckerei der Wilhelm und Verta von Vacnic Sitzung Dresden in guter Ausstattung ein bemerkenswertes Buch: Ernst Christoph Graf Mantuffel, „Rabinetti-Minister Augusts des Starken. Persönlichkeit und Wirken“ von Thea von Sendewitz. Klein an Flächeninhalt ist unser Sachsende, aber groß an geschichtlichen Ereignissen. Eng hängt Sachsens Geschichte zusammen mit der des gesamten deutschen Vaterlandes. Einzelabhandlungen, wie die vorliegende, führen dem sächsischen Volke die Erinnerungen an längst vergangene Zeiten lebendig vor die Seele und machen aufmerklich auf die allmähliche Entwicklung des gesamten Kulturlebens in Sachsen. Es ist kein Plänenleben, das sich hier abspielt; wohl aber das Leben eines vielgewandten höfischen Staatsmannes des 18. Jahrhunderts, eines Freundes Friedrichs des Großen, eines Schöngeltes, eines typischen Rokoko-Menschen.

Für den Forscher hat es ja einen besonderen Reiz, die im Archiv verborgenen Schätze zu heben und die Grabnisse zu einem Lebensbilde und soweit möglich auch zu einem Charakterbilde zu vereinigen, das dann dem großen Publikum zugänglich gemacht und der stehenden Kritik freigegeben wird. Im Rahmen dieser knappen Vorgesprache liegt es nicht, die Richtigkeit der gewonnenen Ergebnisse quellenmäßig zu prüfen. Nur danken kann man für diese tiefgründige Arbeit, die auf treuer wissenschaftlicher Grundlage beruht und die in klarer, leicht lesbarer Darstellung geboten wird.

Ein pommerischer Junfer war unter 1678 geborener Graf Mantuffel. Aber nichts vom urwüchsigen biederem Pommerischen steckt in dem Charakter des großen, breitwadenhaften, bis in sein 78. Lebensjahr hinein rüstigen Mannes. Als Kammerlender lebte er 1699—1701 am Berliner Hof und nimmt an der Krönung Friedrichs I. in Königsberg teil. Bald aber muß er Berlin fluchtartig verlassen, da er ein Sportbegehrt auf die Gräfin Marienberg, die dem Könige nahe stand, verfaßt hatte. Mantuffel floh nach Sachsen. Hier fand er beim Grafen Flemming, dem Günstling Augusts des Starken, Aufnahme und Freundschaft. Von diesem Meiner der Intrige hat Mantuffel viel gelernt. Bereits 1705 lebte er Mantuffel als fürstlich-polnischen Gesandten in Kopenhagen. Es gelang ihm, zwischen Dänemark und Sachsen ein Bündnis zusammenzubringen und schließlich auch eine Einigung zwischen den Dänen und Russen herbeizuführen. Im Jahre 1711 kommt Mantuffel als Gesandter nach Berlin. Höchst anschaulich schildert er das Leben am Berliner Hofe, aus der Zeit des Regierungswechsels, die erste Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. Aber Schulden bedrücken zu Mantuffel wie sein Schatten. „Er ist eben der leidenschaftliche Rokoko-Savaller und stilvolle Grandseigneur, dem die Taler mit Grazie und Anstand durch die Finger rollen.“ Als Rabinetti-Minister wohnt Mantuffel der Zusammenkunft des Königs von Preußen und Peters des Großen in Dabelbera bei. Von 1717 bis 1720 leitet er im engsten Zusammenwirken mit Graf Flemming die sächsischen auswärtigen Angelegenheiten. Bald läßt Mantuffel sich von den Vertrauten Augusts des Starken, bei aller Ehrfurcht vor seinem Könige sprich Mantuffel manches mannhafte Wort vom Fürstenthron. Wir erhalten höchst interessante Einblicke in die damalige Art der Diplomatie, wie Flemming und Mantuffel ein Doppelspiel zwischen Wien und Berlin treiben, wie mehrere Staatsgesandten abgefangen werden und wie man politische Ränke spioniert. Mantuffels Ziel war, dem Sohne Augusts des Starken die Nachfolge, wenn möglich, vielleicht die erbliche absolute Monarchie in Polen zu sichern. Einen Dreiebund mit Berlin und Wien strebte er an. Frankreich war ihm der Feind. Aber im sächsischen Kabinett war eine starke Strömung, sich Frankreich anzuschließen. Die französische Clause siegte. Im August 1720 nahm Mantuffel daher seinen Abschied. Aber er betätigte sich weiter politisch, hinter den Kulissen, als geheimer Agent. Obwohl er eine ansehnliche Pension aus der sächsischen Staatskasse bezog, fand Mantuffel heimlich im kaiserlichen Solde. Die Verfasserin weht darauf hin, daß dieses eigenartige Doppelspiel in eine Zeit fällt, wo es im Interesse Sachsens lag, dem Kaiserhof näher zu kommen. Der sich für die Nachfolge des Wettiners auf den polnischen Thron einsetzte. Als geheimer Reichsratler Brühls ist Mantuffel auch in Berlin tätig. Er drängt zum Anschluß Sachsens an Preußen und Oesterreich. „Mantuffel kann hier manchmal fast als Vertreter einer nationalen deutschen Politik erscheinen.“ Von ganz besonderem Interesse sind die Beziehungen Mantuffels zu Friedrich dem Großen, dem er die Wolffschen Lehren nahezubringen versucht. Später fällt Mantuffel beim Berliner Hof in Ungnade. Friedrich der Große verlangte, daß der unbenauem gewordene Beobachter binnen acht Tagen Berlin verließ.

Anschaulich behandelt die Verfasserin des feinsinnig geschriebenen Buches Mantuffels politische und religiöse Ansichten, seine Gründung der Gesellschaft der Nichtpolitiker, der Liebhaber der Wahrheit, seine engen Beziehungen zu Wolff und Gottsched und in welcher Weise er Friedrich den Großen in Wolffschem Sinne beeinflusste. Am 30. Januar 1749 starb Mantuffel: „ein Mann, der mit seinem Wund an reichen Gaben gewundert hat wie wenige, der dem Bildungsideal — dieses Wort im weitesten menschlichen Sinne verstanden — seiner Zeit jedenfalls in seltenem Maße entsprach, und der als Repräsentant dieses Bildungsideals fortzuleben wohl verdient.“

Dem Geschichtsforscher bietet diese fleißige Arbeit viel neues, wertvolles Material, dem Geschichtsfreund aber anregenden und belehrenden Stoff. In dieser Abhandlung hat die Verfasserin verstanden, nicht bloß einzusetzen, an sich hochinteressante Ereignisse herauszugreifen und gerundet zu schildern, sondern vor allem auch die Einzelforschungen in einen inneren Zusammenhang und in eine Beziehung zu einem großen Ganzen zu bringen. Und darauf kommt es in erster Linie an. So ist das empfehlenswerte Buch in ihm und großartig zugleich.

Dr. Curt Treitschke.

Mammulleichen und Urwaldmenschen in Nordost-Sibirien.

Von E. W. Pflanzmayer.

Wenn man von Sibirien spricht, so stellt man sich vielfach hierunter nur öde, von Schnee und Eis harrende Gebiete und unwegsame Urwälder vor, in denen bis zum Sturze der Jaren herrschte die russischen politischen Gefangenen als Verbannte ihr trauriges Dasein fristeten. Nur wenige wissen, daß es dort ausgedehnte fruchtbare Ackerbaustriche gibt und dieses in großem Umfang von jeder Kultur noch fast unberührte Naturland außerordentlich reich an Mineralien und sonstigen Bodenschätzen ist. Sibirien ist ungefähr 2mal größer als Deutschland und zählt dabei kaum zwölf Millionen Bewohner. In dieses weltabgeschlossene, wenig bekannte Land, dem sich erst neuerdings das allgemeine Interesse mehr und mehr zuwendet, führt uns Hofrat E. W. Pflanzmayer in seinem kürzlich im Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buch „Mammulleichen und Urwaldmenschen in Nordost-Sibirien“. Der Verfasser war mehrere Jahre Russos an den 300-paläontologischen Museen in Petersburg und Tiflis und hat als solcher an zwei Expeditionen teilgenommen, die 1901 und 1908 von der Russischen Akademie der Wissenschaften zur Ausgrabung und Bergung neu entdeckter Mammulleichen nach Nordost-Sibirien entandt wurden. Die eine Reise führte ihn nach der Verejowka, die andere in das Eismeerflutengebiet, in die polare Omulachtundra. Pflanzmayer hat es ausgezeichnet verstanden, den reichhaltigen Stoff außerordentlich abwechslungsreich zu gruppieren, so daß die Lesüre seines Buches nicht ermüdet, sondern man die verschiedenen Phasen seiner Forscherfahrt mit großer Spannung verfolgt. Die bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnisse der Expeditionen bringt er auch dem Laien durch gemeinverständliche Darstellung zum klaren Bewußtsein und schildert in lebendigen Farben die interessanten Ergebnisse aus seinen monatelangen Reisen, die er meist nur in Begleitung einiger weniger Eingeborener im Sattel, im Hundes- oder Reitergeschlitten durch Taiga und Tundra ausgeführt hat.

Man bekommt aus dem Buch einen wirklichen Einblick in das primitive Leben der Nordost-Sibirien bewohnenden Stämme der Jakuten, Tungenen und Lamuten mit ihren altertümlichen Volksbräuchen, bei denen der Aberglaube aller Art und religiöser Fanatismus eine große Rolle spielen. Daß alles in dem Buche selbst gesehen und selbst erlebt ist, macht seinen Inhalt besonders wertvoll; so schildert Pflanzmayer beispielsweise aus eigener Kenntnis die sinnverwirrende Prozedur einer Schamanenbeschwörung, die auch auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hat, eine Jantunehöhe, an der er selbst als Hochzeitsgast teilgenommen hat, mit ihrem wunderbaren Zeremoniell, und ein Kumdtsch, das Sommerfest der Jakuten, das von dem reichlichen Genuß eisgefäher gezeigter Pferdeweil seinen Namen hat. Interessant sind auch seine Berichte über seine Begegnungen mit politischen Verbannten und seinen Besuch einer Skrophenstation, einer slawischen Sekt, deren Angehörige sich selbst in grauenhafter Weise verhämmeln. Unter großen Strapazen und Entbehrungen hat Pflanzmayer bei arktischer Winterkälte eine Strecke von 6000 Kilometer zurückgelegt, die ihn durch Gegenden von ungeachtet Naturhülle und Großartigkeit des Landschaftsbildes führte und ihm auch reichlich Gelegenheit bot, seine Jagdpassion zu befriedigen. Nicht nur Polarfüchse und Wölfe, sondern auch Adler, Auerwid und Schneehühner fielen seiner Wühle zum Opfer. Die eingehende Beschreibung der Ausgrabung und Bergung der Mammulleichen, die seit 25000 Jahren im Diluvialeis eingebettet waren, und des Transportes der vorwiegend sehr gut erhaltenen Fundstücke nach Petersburg sowie der neuartigen Rekonstruktion dieser diluvialen Gesanten gibt ein anschauliches Bild der Schwierigkeiten, mit denen diese wissenschaftlich bedeutsamen Arbeiten verbunden waren; auch die Fauna und Flora Sibiriens sind in dem Buche ausführlich behandelt worden.

Eine große Zahl wohlgelegener Abbildungen und mehrere Tiefdrucktafeln erhöhen den Wert der inhaltreichen Veröffentlichung, deren gezielte Ausstattung besonders hervorgehoben zu werden verdient. Walter Schied.

Geschichtsbuch für die deutsche Jugend.

Von Dr. W. Kunkeller, Dr. U. Paade und Dr. B. Schneider.

Der Geschichtslehrer der Mittel- und höheren Schulen von heute hat es nicht leicht. Raum ein anderes Vorgehen ist in seiner unterrichtlichen Behandlung so stark abhängig von Weltanschauungen, wie gerade die Weltgeschichte. Welcher soll er folgen im Chaos unserer von Gegenständen erfüllten Zeit? Man wende nicht ein, daß sich der Geschichtslehrer einfach auf die objektive Darstellung geschichtlicher Wahrheit beschränken kann, wie sie sich aus den Quellenchriften ergeben, zu beschränken habe. Das hieße für ihn, sich des besten Teiles seiner Aufgabe, an der Jugend erzieherisch zu wirken, zu begeben. Und gerade auf geschichtlichen Gebieten wird immer und immer wieder die alte Plutarchfrage gestellt werden müssen: „Was ist Wahrheit?“ Man denke, daß auch die Geschichtsschreiber aller Zeiten, die uns heute als Quellen dienen, stark von den jeweils herrschenden Weltanschauungen beeinflusst waren. Die ersten Geschichtsschreiber waren bekanntlich Mönche und Geistliche, in späterer Zeit vorwiegend in fürstlichem Solde stehende Historiographen die Aufzeichnungen über Ereignisse und Kulturzustände. Wer möchte behaupten, daß solche von einseitigen Anschauungen besessene Chronisten bei dem, was sie erzählen, und vielleicht erst recht bei dem, was sie verschwiegen, nichts als unbeeinflusste, objektive Wahrheiten zutage gefördert haben? In welchem Umfang Weltanschauungsfragen bei der unterrichtlichen Darstellung geschichtlicher Vorgänge maßgebend sind, sei nur mit dem Hinweis auf das Kapitel der Reformationsgeschichte angedeutet. Es ist doch klar, daß ein katholischer Lehrer, wenn er sich auch noch so sehr der Objektivität befließigt, seinen Schülern von Luther und seinem Werk ein ganz anderes Bild entrollen wird, als sein evangelischer oder gar sein mosaischer Amtsgenosse.

Uebrigens: ein charakterloser, verworfener Geschichtsunterricht, der sich lediglich von dem Bestreben leiten läßt, nach seiner Seite hin „anzudecken“, ist ganz gewiß nicht das Ideal, das der Schule von heute vorzuschweben hat. Und erst recht wäre ein Unterricht verwerflich, der sich einseitig in den Dienst einer politischen Partei oder einer Religionsgemeinschaft stellt. Angesichts solcher Problemchwierigkeiten ist ein mehrbändiges Geschichtswerk mit Freude zu begrüßen, das zwischen beiden Extremen die rechte Mitte einhält und nur einen Gesichtspunkt vorantreibt: nämlich, Verständnis und Liebe zu wecken für deutsches Wesen, für das deutsche Volk in allen seinen Schichten und zu allen Zeiten seiner Entwicklung und für das deutsche Vaterland. Gemeint ist das vor kurzem im Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig, erschienene „Geschichtsbuch für die deutsche Jugend“ von den in der Ueberschrift genannten drei Verfassern, zu denen sich als Bearbeiter der Mittelschulausgabe noch Wilhelm Bödiger gesellt.

Es kann nicht die Aufgabe einer „Literarischen Umschau“ sein, auf die methodischen Vorzüge des (in je einer Be-